

(Nachdruck verboten.)

20] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Hyan.

Die aufs eleganteste eingerichteten Nischen waren auch nach vorn, nach den Gängen zu mit schweren Portieren zu verschließen. Der Kellner kam gerade, um die Bestellungen aufzunehmen, als ein Herr draußen an dem jetzt halboffenen Vorhang vorüberschritt. Er ging vor einer Dame her, hatte aber doch Lust und Zeit genug, neugierig hereinzublicken.

Kurt von Solfershausen sprach mit dem Kellner, er hatte den Vorübergehenden offenbar nicht bemerkt.

Ella, zu der sich der junge Jurist jetzt wieder wandte, sah, bis in die Lippen erbläut, auf dem kleinen Kanapee. Dieses plötzliche Erblassen war so auffallend, daß Kurt heftig zusammenfuhr und sagte:

„Was ist Dir denn, . . . Du bist doch mit einemmal so furchtbar blaß . . . Fehlt Dir etwas . . . sage doch, liebes Herz! . . .“

Und er beugte sich zu ihr und umschlang sie zärtlich.

Sie lächelte, wie unter Qualen:

„Nein, Kurt, gar nichts . . . mir is ganz gut . . . was soll mir denn fehlen! . . .“

Aber das sagte sie mit einer so müden, wie von einem großen Schreck gelähmten Stimme, daß Kurt sich nicht täuschen lassen konnte . . . Und da er unwillkürlich an die dicht vorübergehende Begegnung mit Elass Bruder dachte, kam er auf das Richtige.

„Hast Du wieder jemand gesehen, Liebling? . . . ja? . . .“

Ihr flossen die Tränen über die Wangen.

„Qual' mich doch nicht! . . . Dul . . .“ Sie faßte ihn um und suchte seinen Mund, der ihre Küsse jetzt nicht so feurig wie sonst erwiderte . . .

Längst hatte Kurt gemerkt, daß zwischen jenem Abend, wo er ihretwegen seinen Betteer beinah' gefordert hätte, und ihrer jetzigen Wiederbegegnung Dinge passiert sein mußten, die sie ihm verheimlichte und unter denen er ebenso sehr leiden würde, wenn er sie erführe, als es bei ihr zweifellos der Fall war. Aber dieser noch so junge Mann besaß eine bewundernswürdige Selbstbescheidung und Disziplin. Er hatte eine sehr gute Kinderstube gehabt und das Glück, so veranlagt zu sein, wie Mutter Natur nur in ihren allerbesten Augenblicken ein Geschöpf zusammenbringt. Mit der Achtung vor der Persönlichkeit des andern paarte sich in ihm jener liebewürdige Egoismus, der klug und energisch angenehme Zustände so lange wie möglich aufrecht zu halten bestrebt ist. Und das Beisammensein mit Ella schien ihm das reizendste, was er bisher erlebt hatte. Vielleicht wäre er in den ersten vernunftlosen Momenten der Leidenschaft so gar bereit gewesen, ihretwegen eine Torheit zu begehen und sie zu heiraten. Nun wußte er, daß sie zusammenblieben, so lange ihre Herzen es wollten, und daß er später Elass Zukunft so sichern würde, daß nie wieder Not und Verführung an sie herantreten könnten. Und weil er trotz aller Liebe in ihr nicht die zukünftige Gattin sah, deshalb fühlte er sich auch nicht berechtigt, die verhüllenden Schleier fortzureißen von den Wunden, die das Leben seinem armen Liebling schon geschlagen hatte . . . Gewiß schmerzte ihn der eigene Argwohn, der so heimlich und doch so ruhelos in ihrer Vergangenheit tastete. Aber er wagte es nicht, sich Gewißheit zu verschaffen, meistens, weil er ihr nicht wehtun wollte, zum Teil aber auch, weil er sich selbst und für seine tiefe Härlichkeit zu der Geliebten fürchtete . . .

So wollte an diesem Abend kein rechter Frohsinn kommen. Der Sekt, den Ella leidenschaftlich gern trank, perlte längst in den Gläsern, aber die beiden waren noch immer wie zwei, die eines Zufalls Raune in einem Searree zusammengeweht hat und die fühlen, daß sie nicht zusammen dahinein gehören . . .

Schließlich bekam Ella Furcht, er zürne ihr innerlich und, aus Angst, ihn am Ende gar zu verlieren, erniedrigte sie sich vor sich selber und wollte ihm eben irgend was sagen, wengleich sie die Dinge so, wie sie geschehen waren, ja nie über die Lippen gebracht hätte . . .

Da kam der Kellner und brachte auf silbernem Tellerchen eine Karte . . . ob der Herr vielleicht für einen Moment zu sprechen wäre?

Ella fing an zu zittern . . . Sie hatte rasch hingesehen auf den Kellner und den Namen Zander erkannt.

Kurt lächelte ihr lieb zu, dann sagte er:

„Wollen Sie die Freundlichkeit haben und den Herrn hierher bitten!“

Der Kellner verschwand, sowie er draußen war, nahm Kurt Elass Hand, küßte sie und sah ihr mit einem tiefen Blick in die Augen, als wollte er sagen: „Fürchte Dich nicht!“

Gleich darauf trat der Rechtsanwalt Martin Zander ein, mit seinem glatteften Lächeln:

„Verzeihen Sie, wenn ich störe, lieber Freund!“ Er streckte dem jungen Rechtsabfassenen, der vor kurzem seinen Referendar gemacht hatte, die mit einem funkelnden Solitär geschmückte Rechte entgegen, „ . . . guten Abend, gnädiges Fräulein! . . . Aber ich sah im Vorbeigehen zufällig herein und da dacht' ich, Du mußt doch mal sehen, ob Du Dich nicht getäuscht hast . . .“

„Zu wiesern?“ fragte Kurt, der aufgestanden war und sich, um nicht den Anwalt damit etwa zum Weiben aufzufordern, auch vorläufig nicht wieder niederließ, „meinten Sie hinsichtlich meines Beisammenseins mit Fräulein Hellwig?“

Er blickte dabei den Anwalt aus seinen großen, schwarzen Sternen so eindringlich forschend an, daß dieser siebenmal Gesichte es schwer hatte, seinen Gleichmut zu bewahren.

„Aber nicht doch! . . . ich bitte . . . Wenn man sich so lange nicht gesehen hat! . . . Das sind ja doch schon Monate, daß wir den hübschen Abend bei Ihrem Betteer zusammen mitmachten, nicht wahr? . . .“

„Allerdings!“ sagte Kurt, immer mit seiner forcierten Lustigkeit in der Stimme, die den andern ganz nervös zu machen schien.

„Waren Sie in der Zwischenzeit verreist . . . in Ihrer Heimat? . . .“ fragte Zander mit krampfhafter Höflichkeit . . .

„Nein, ich war in Berlin.“

„Nun, dann werden wir uns ja hoffentlich in diesem Winter wieder hier und dort begegnen!“

Kurt zuckte die Achseln.

„Schon möglich, Herr Rechtsanwalt . . . adieu!“ Er legte flüchtig seine Hand in die des Anwalts, der sich mit einer utriert tiefen Verbeugung vor Ella entfernte.

„Jetzt hast Du ihn Dir zum Feinde gemacht,“ klagte die Blonde leise, wie er gegangen war.

„Na, und wenn! . . .“

Solfershausen lachte hell auf. Aber er ward gleich wieder ernst und nach einer Weile fragte er leise:

„War's nicht der Zander, von dem Du Dich an dem Abend hast nach Hause bringen lassen?“

Ella nickte nur, ihre Lippen zitterten.

„In seinem Automobil, nicht wahr?“ fragte Kurt noch.

Und sie hatte nicht einmal mehr die Kraft, zu bejahen.

Kurt steckte sich eine Zigarette an, dann schenkte er sich und der Geliebten das Glas voll, und sie tranken beide hastig und tranken wieder, mit flackernden Blicken und bebenden Lippen, als könnten sie das Weh in ihrer Brust damit betäuben . . .

13

Zwei Tage später bekam Kurt von Solfershausen frühmorgens beim Empfange der Post eine an „Fräulein Ella Hellwig, per Adresse Herr Kurt von Solfershausen, Referendar“ adressierte Zustellungsurkunde in die Hand.

Sehr befremdet und voller Unruhe fertigte er den Postboten ab und gab die Zustellung seiner Geliebten.

Es war ein Zammer, mit anzusehen, wie dieses gelbe, in der bekannten Manier zusammengefaltete Papierblatt auf das arme Kind wirkte . . . Erst bekam sie's gar nicht auseinander mit ihren zitternden Händen . . . Kurt verließ das Zimmer, aus Barmgefühl; das war gut, er brauchte so nicht Elass an eine Ohnmacht grenzendes Erschrecken beim Lesen zu sehen . . . aber es war auch nicht gut, daß er hinausging . . . vielleicht wäre es sonst jetzt zu einer Aussprache zwischen ihnen beiden gekommen und dann wäre später alles wohl ganz anders geworden . . .

Die Blonde war wie irre . . . Das Papier entfiel ihren ängstigten Fingern, sie bückte sich, griff nebenbei, sank auf Knie und Hände nieder und lag so eine Zeit auf dem Teppich, bis sie im Nebenzimmer ein Geräusch hörte, wie gehetzt aufsprang und den Zettel angstvoll an ihre Kleiderstücke steckte. Kurt kam wieder herein, mit einem schmerzlichen Lächeln, denn er hatte ihre letzten Bewegungen gesehen.

„Hast Du Mergel, mein armes Lieb?“ sagte er leise. Sie nickte nur. Und er fragte auch nicht weiter. Sie schickte in die Geheimnisse eines anderen drängen, das war ihm fürchterlich. Und er hoffte sicher, wenn sie nur über den ersten Schreck dieser wahrhaftig gar nicht so aufregenden Sache hinweg wäre, würde sie von selber kommen und ihm alles mitteilen. Er dachte auch an ihren Bruder, auf den würde sich höchstwahrscheinlich diese gerichtliche Vorladung beziehen . . . wer weiß, was der Mensch wieder angestellt hatte . . . Ella schämte sich natürlich deswegen vor ihm, der doch wahrlich mehr, wie viele andere, Verständnis für solche Dinge hatte!

Der Referendar ging fort, nachdem er die noch immer ganz verstört aussehende Ella in seiner ruhiggärtlichen Weise getröstet und sie gebeten hatte, froh und munter zu sein, was sie mit nassen Augen und hingebenden Küssen versprach.

Aber kaum hatte er die Korridor tür hinter sich geschlossen, so riß sie die Vorladung aus der Tasche und bohrte ihre armen, gequälten Augen hinein in diese erbarmungslosen und doch so leicht begreiflichen Zeilen, mit welchen sie aufgefordert wurde, am 27. November als Zeugin zur Hauptverhandlung in der Strafsache Blankenstein vor Gericht zu erscheinen . . .

Was war denn da? . . . Blankenstein, damit war doch Niece gemeint! . . . Den Bruder kannte ja Ella so gut wie gar nicht. Was hatte denn Niece gemacht? . . . und was wollten sie da von ihr? . . . Allerlei schreckliche Befürchtungen drängten sich der Blondin auf . . . Würde bei der Gelegenheit nicht auch von Nieces Lebenswandel gesprochen werden? . . . Und sie, sie selber hatte doch bei Niece gewohnt und war auch mit ihr gegangen . . . Um Gotteswillen, wenn das alles zur Sprache käme! . . . Wenn Kurt das erführe! . . . Am Ende war sie unter Kontrolle gekommen, die Niece . . . oder man wollte sie jetzt runterbringen? . . . Und dazu sollte sie aussagen? . . . Aber dann mußte sie sich ja selber auch beschuldigen . . . Nein! nein! . . . Davor hatte die Niece ja immer solche Angst gehabt . . . vor der „Sitte“ . . . und sie . . . sie . . . vielleicht wollte man sie auch . . . sie auch . . .

Ella fing plötzlich laut an zu schreien und zu schluchzen. Tränenströme liefen über ihr rotfliehes, von Entsetzen verzerrtes Gesicht und dazwischen horchte sie nach draußen und trocknete rasch ihre Augen und bezwang ihren Jammer, wenn sie Schritte hörte auf der Treppe, um von neuem loszuweinen und leise, in abgebrochenen Worten zu klagen, sobald sie sich wieder allein und einsam glaubte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Schicksal.

Von M. Andersen-Negö.
(Schluß.)

Als die Uhr mit einem kurzen Häuspern zum Zwölferschlag ausholte, fuhr Gjarta im Bette empor. Einen Augenblick mußte sie nichts von sich; dann aber hub sie an, ihren Rann zu rütteln. „Ole, Ole, sieh doch auf! Die Säule machen einen erschrecklichen Speltatel, sie müssen sich losgerissen haben.“

Ole wandte sich brummend um und schlief weiter; er war totmüde.

„So hör doch, Ole, was ich Dir sage, das geht ja nicht an; sie können leicht Schaden nehmen.“

Ole setzte sich auf.

„Was gibts mit Dir?“ fragte er brummig, denn er starrte.

„Die Säule sind los, sag ich Dir. Sie rumoren schauerlich.“

„Ich höre nichts“, sagte Ole. „Du wirst geträumt haben.“

„Na, schon recht, Dich gehts ja an.“ Gjarta legte sich wieder nieder.

Ole saß eine Weile und schmatzte im Finstern vor sich hin. Er fühlte einen sauren ranzigen Geschmack im Halse, und in seinem Hinterkopf schmerzte es von dem plötzlichen Gewackwerden. Dann stieg er über sie hinweg, warf ein paar Kleidungsstücke über und zündete die Laterne an.

Das Unwetter hatte sich gelegt. Zwischen dem Wohngebäude und dem Wirtschaftshof lag der Sancee in großen Beben, so daß er Mühe hatte, hindurchzuommen. Er ließ den Lichtschein über die Pferde fallen, es war alles in Ordnung, das eine lag, das andere, das zu alt war, um sich zu legen, stand und schlief.

„Unsinn!“ murmelte er und wollte wieder gehen, als Peter aus dem Futtergang heraustrat mit einem Hammer in der Hand.

Ole begriff sofort und wurde grau im Gesicht. „Was, Peter, was?“ stammelte er und stand still, und trat unsicher von einem Fuß auf den anderen.

„Ja, jetzt hat Deine Stunde geschlagen, Ole“, sagte Peter ruhig und hob den Hammer.

Ole aber hatte sich in einem Nu zusammengenommen und hing rasch die Laterne auf.

„Wirf den Hammer fort!“ schrie er gebietend, „oder ich bring Dich ins Zucht haus. Du Hund!“ Er sah Peter fest in die Augen. Drüben im Winkel hatte er eine Mistgabel erwidert und bewegte sich seitwärts auf sie zu, während er die Augen des Knechtes festzuhalten suchte. „Wirf den Hammer fort!“ schrie er wieder.

Aber Peter schüttelte sanft den Kopf und trat einen Schritt vorwärts. Er schlug Ole leicht an und trat ihn seitlich am Kopfe; und Ole setzte sich mit einem verwunderten Ausdruck hinter den Pferden platt auf den Boden. Da saß er und schlug mit den flachen Händen in den Dünger, wiegte den Oberkörper, führte sich wunderbar auf wie einer, der etwas zu beruhigen hat, und fiel dann seitwärts um.

Peter warf den Hammer fort und beugte sich über ihn. „Ole!“ rief er und schüttelte ihn, „Ole, bist Du krank? Antworte mir doch, Ole!“ Es klang wie eine Klage. Dann schob er ihn achtsam zur Wand hinüber, und legte ihm etwas unter den Kopf. „Ich hab ja gar nicht zugeschlagen“, sagte er, während er sich mit ihm zu schaffen machte. „Herrgott, was war das denn — ich hab ja doch gar nicht zugeschlagen.“ Er ließ den Lichtschein einmal über die Leiche gleiten und ging dann hinein.

Gjarta saß im Bette auf.

„Ist ihm leicht geworden?“ fragte sie.

Peter nickte und setzte die Laterne fort. Er entleidete sich und legte sein Zeug auf den Strohsessel beim Radelofen, wo Ole das seinige hinzulegen pflegte. Dann schlug Gjarta die Decke beiseite, und er kroch zu ihr hinein. Sie war kein verheiratetes Weib mehr und hatte also ihr freies Recht, in Liebes sachen zu tun, wie sie wollte.

Gjarta kam sieben Jahre ins Gefängnis, der Knecht fünfzehn.

Während Gjarta fort war, übernahm es einer ihrer Verwandten, das Anwesen zu führen. Aber sobald sie zurückkam, schickte sie ihn fort und nahm einen älteren Häusler in ihren Dienst. Er verrichtete Knechtarbeit, während sie selbst die Leitung hatte.

Vieles hatte sich im Dorfe verändert, während sie fort war. Draußen auf Due Odde hatten sie aus Feldsteinen einen großen Leuchturm gebaut, der auch in der schwärzesten Nacht viele Meilen weit sichtbar war. Da stand er wie ein Finger Gottes und warnte die Schiffe, und nun gabs am Strand auch nicht ein Stück Schiffsholz mehr. Viel Uebles war auch geschehen: dort hatte ein Bauer sich zu Tod getrunken und jener war vom Hof gezogen; einige waren gestorben und neue waren dazu gekommen, und der Besitzer des Nachbarhofes war Witwer geworden und hatte sich wieder beweiht. Alle, die da wohnten, waren soviel älter geworden. Die Erde selbst hatte nicht einmal ihr Aussehen von früher bewahrt — Gjarta konnte sich nicht klar machen, worin die Veränderung bestand, aber die Landschaft machte einen fremden Eindruck auf sie. „Die ist eben auch älter geworden“, dachte sie bei sich selbst.

Auch im Dorfe war vieles anders geworden.

Ihr eigenes Anwesen hatte in der verstrichenen Zeit recht merklar gelitten, man sah, daß Ole fehlte. Und wenn Gjarta jetzt mit dem alten Knecht nicht einig werden konnte, wie etwas am besten zu machen sei, schnitt sie die Frage ab mit einem: „So und so solls sein, so hats Ole immer gemacht.“

Sie dachte oft an Ole, aber sie tat es ohne Groll und Reue, sowie man an einen getreuen Toten denkt. Und sie sprach oft von ihm, ruhig wie jemand, der zwischen sich und seinen Verlust Jahre gelegt hat.

Die Leute der Umgebung hatten sie neugierig im Auge — es mußte doch irgendetwas an ihr zu merken sein. Einige hatten sich vorgestellt, sie würde mit einem in die Stirn eingebrannten Merkmal aus dem Gefängnis heimkehren, andere dachten sich die Veränderung unklarer — etwa daß sie eine grobe Sprache bekommen hätte oder Kautabal brauchte, vielleicht gar Hiebe aussteckte und stahl. Der eine wurde nicht mehr enttäuscht als der andere, denn sie war ganz dieselbe geblieben.

Ran gukte sie einige Zeit an, dann begannen die armen Weiber des Sprengels nach wie vor um ein Löffchen Milch in ihren Hof zu kommen. Sie hielten es wohl halbwegs für eine Ehre, die sie ihr erwiesen, und rechneten auf etwas reichlichere Gabe. Aber Gjarta gab ihnen, wie sie ehemals gegeben — nicht ein Gramm mehr und behandelte sie als das, was sie waren. Des Sonnabends kam eine von ihnen und bettelte um den Kaffeesud der Woche — ganz wie zuvor.

Gjarta war dieselbe!

Mit den Leuten im Dorfe hatte sie niemals näheren Verkehr gehabt; sie machte auch jetzt keinen diesbetreffenden Versuch, so daß diese Frage sich von selbst löste. Aber sie ging jeden zweiten Sonntag zum Abendgottesdienst in die Kirche und machte während der Predigt ihr Schläfchen — im selben Stuhl und zu demselben Text wie in alten Tagen.

Sie war in jeder Hinsicht dieselbe!

Der alte Häusler, der am Hofe arbeitete, machte sich auch seine Gedanken über allerlei, und eines Tages wurde er zudringlich. Aber Gjata ließ ihn auf der Stelle seine Kiste paden. Zwei andere waren da, die freiten um sie und meinten es aufrichtig; der eine war ein hergelaufener Geselle, an den nichts war, aber der andere konnte ganz gut passen, wiewohl er nichts hatte. Sie sagte nein zu dem einen wie zu dem anderen, es war nicht aus ihr Flug zu werden.

Es verstrichen sieben lange Jahre, und Gjata war im Bewußtsein der Leute längst zur Ruhe gekommen.

Im achten Jahre begann sie zum Amtmann zu laufen um einen Heiratschein, und eines Tages spannte sie vor und fuhr zur Stadt. Sie selbst kutschierte, und es hieß, sie hole nun Peter ab. Es waren auch richtig zwei im Wagen, als sie zurückkam.

So war nun Peter Bauer auf dem Sandhof. Er hatte Fleisch und Jugend im Gefängnis zugefressen, war lang und sehnig geworden. Er ging etwas gebückt und die Nackenmuskeln waren dicker, als es natürlich war. Aber tüchtig war er in allem geblieben, ja sogar ganz büchergelehrt, und Böses war so wenig in ihm wie zuvor.

Er und Gjata besorgten die Wirtschaft, gingen gemeinsam in die Kirche und verkehrten immer sanft und freundlich miteinander. Die lange Zwischenzeit hatte in ihrem Verhältnis und ihren gegenseitigen Gefühlen nichts zu ändern vermocht, und die Zeit legte keinen Schatten zwischen sie. Sie kam, wie es kommen mußte, und die beiden gewannen nun ihre Früchte. Sie schienen nicht mehr Spur hinterlassen zu haben als das jährliche Weihnachtsfächeln.

Sie sprachen miteinander von Ole als von einem, der traurig ums Leben gekommen, verweilten bloß nicht bei dem Bie, und sie halfen einander sein Grab pflegen, bis es verfallen war.

Nun sind sie alt, ein altes glückliches Ehepaar, das umeinander herumtrippelt und ohne einander nicht sein kann. Wer als Fremder in die Gegend kommt, wird ihren milden verzüngelten Gesichtern nichts von dem Geschehen ablesen können.

Und die Bewohner der Gegend werden ihm nichts erzählen. Dem Fremden gegenüber hat das Dorf all die Zeit her eine Mauer von Schweigen aufgeführt über dem Grunde, auf dem jene beiden ihr Glück aufbauten. Nur die, die die Kultur gepakt hat, schwäzen grufelnd die Geschichte aus und fühlen ihre Nerven.

Das Schicksal selbst kennt keine Kerben. Es geht über einen Menschen hinweg wie ein Eisenbahnzug, und man merkt nur ein weiches Wiegen.

Zur Geschichte der Zensur.

Das Prinzip der Pressefreiheit, das dem einzelnen ein zwar immer noch begrenztes, aber auch gesichertes Recht der öffentlichen Meinungsäußerung verleiht, ist bekanntermaßen erst eine politische Errungenschaft der neuen Zeit. In England freilich war diese Freiheit schon gegen das Ende des 17. Jahrhunderts zur Geltung gelangt, indem das Parlament im Jahre 1694 die Erneuerung des alten Zensurgesetzes ablehnte. Auch das kleine Dänemark hatte im Jahre 1770 eine Art Pressefreiheit erlangt. Alle übrigen Staaten von Europa hingegen haben erst unter dem Einfluß der großen französischen Revolution eine fortgeschrittene Pressegesetzgebung bekommen. Selbstverständlich am spätesten von allen das Land, in dem der Sage nach das eigene Denken und Dichten von Anfang an am frühesten zu Hause gewesen ist: Deutschland hat erst im Jahre 1814, also nachdem der gesamte Einheits-Demokratismus der vierziger Jahre absolutistisch verfaßt war, seine dazu passende Pressefreiheit erhalten. Nicht uninteressant ist ein wenig bekannter heiterer Zwischenfall aus der Vorgeschichte dieses Gesetzes. Es war schon in der Verfassungsurkunde für den preussischen Staat vom 5. Dezember 1814 die Pressefreiheit grundsätzlich zugesichert worden. Am 6. Juli 1814 ergingen dann die verächtlichen Bestimmungen gegen den Mißbrauch der Pressefreiheit. Sie brachten für die meisten Bundesstaaten völlig rückwärtliche Abänderungen. Unter ihnen befindet sich nun ein Paragraph, der entweder für die zynische Haltung der preussischen Regierung gegenüber der Wissenschaft, oder für die Leichtfertigkeit preussischer Gesetzesmacherei charakteristisch ist. Dieser Paragraph lautet nämlich: „Der verantwortliche Redakteur einer periodischen Druckchrift muß unbedingt dispositionsfähig sein. Die Redaktion von Zeitschriften wissenschaftlichen Inhalts . . . kann auch Personen gestattet werden, die . . . die Dispositionsfähigkeit nicht besitzen.“ Ueber die preussische Zensur, ihr Wesen und ihre Geschichte besonders zu der Zeit, da auch Marx noch gegen sie zu fechten hatte, kann man sich am besten in Mehrings Anmerkungen zum ersten Bande des Marx-Engels-Nachlasses orientieren.

Hätte die Philosophie der Menschenrechte, die zugleich die Philosophie des gefunden Menschenverstandes ist, recht, so hätte es nie etwas freieres gegeben als — den Gedanken. In Wirklichkeit ist die Geschichte der Gedankenfreiheit das traurigste Kapitel der gesamten Kulturgeschichte und der bezahlte Gedanke ebenso oft ein Hemmnis, — wie der freie ein Hebel der Kultur gewesen. Der Name tut nichts zur Sache: Es hat von dem Augenblicke an, wo Menschen innerhalb eines Verbandes — und das heißt eben vom Ursprung menschlicher Kultur an — eine Zensur gegeben. Und dem entsprechend: Es gibt auch heute noch in Wirklichkeit keine richtige Ge-

dankefreiheit, sondern das Maß von Gedankenfreiheit richtet sich nach dem, was die herrschende Schicht der Gesellschaft an Freiheit übertragen kann, ohne in ihrem Lebensinteresse geschädigt zu werden.

Dem Altertum und dem Mittelalter, d. h. solange der geistige Verkehr der Menschheit auf mündliche und schriftliche Traditionen beschränkt gewesen, war die Ueberwachung der literarischen Tätigkeit fremd geblieben. Keineswegs aber hatte man gegen die Veröffentlichung unbequemer Bücher, Sammelchriften oder Spottgedichte überhaupt sich gleichgültig verhalten; Reaktionen der Staatsgewalt gegen den bereits geäußerten und verbreiteten Gedanken, Straf- und Unterdrückungsbestimmungen gegen bereits veröffentlichte Bücher begegnen uns vielmehr schon in den ältesten Zeiten. Das erste Beispiel einer Art Theaterzensur begegnet uns im Jahre 498 v. Chr. bei Herodot. Als nämlich der Dichter Prynichos von Athen in seiner „Eroberung von Athen“ die Jammer-szenen darstellte, die Milet, die Tochterstadt und Verbündete von Athen, bei der persischen Eroberung nach dem Aufstande der Jonier betroffen hatten, und als das ganze Theater dadurch bis zu Thränen gerührt ward, da wurde der Dichter zu einer bedeutenden Geldsumme verurteilt. Das erste Buch von dessen gewaltfamer Unterdrückung die Geschichte berichtet, des Philosophen Protagoras Schrift „Ueber die Götter“, die von Staatswegen in Athen auf öffentlichem Markte laun 20 Jahre nach dem Tode des Perikles verbrannt wurde, ist religionsphilosophischen Inhalts, wie dem in dem von je gespanntem Verhältnis zwischen Philosophie und Religion der Zensur auch in der Folge eine besonders bedeutungsvolle Rolle zufallen sollte. In Rom enthielten schon die Zwölftafelgesetze überaus strenge Bestimmungen gegen Pasquille und Spottgedichte; die eigentlichen Feindseligkeiten gegen den freien Gedanken begannen aber erst mit der Imperatorenzeit. Augustus war nach Tacitus der erste, der das Majestätsgesetz, durch das bisher nur direkte Schmähungen verfolgt worden waren, zum Vordruck nahm, um auch Worte zu ahnden und über Schmähschriften Untersuchungen anstellen zu lassen. Unter Tiberius wurde Cremutius Cordus, der in seinem Geschichtswerke den M. Brutus gelobt und G. Cassius den letzten Römer genannt hatte, unter Anklage gestellt. Er wählte vor Ausgang seines Prozesses den freiwilligen Hungertod; seine Schriften wurden auf Anordnung des Senates verbrannt, aber sie erhielten sich im Publikum unter dem Schutze der Verborgenheit und wurden, wie schon der alte Christliche Dio bemerkt, dadurch nur um so gesuchter. Auch Tacitus, der diesen Vorfall erzählt, fügt bezeichnenderweise hinzu: Man muß über die Beschränkung derer lächeln, die da wähen, durch ihre augenblickliche Allgewalt auch das Andenken bei der Nachwelt austilgen zu können. Im Gegenteile, durch Verfolgung der Geister wächst deren Bedeutung, und auswärtige Könige und andere, die die gleiche Tyrannei geübt, haben damit sich selbst nur Schande und jenen anderen Ehre erworben. In ähnlicher Weise wurde die Todesstrafe an den Werken des Historikers Titus Labienus in Rom vollzogen. Unter Caligula wurden dann allerdings die Schriften des Labienus und Cordes wieder erlaubt. Es wechselten freisinnige Anschauungen mit allgemeinem Gedankenzwange auch in den folgenden Jahrhunderten der Kaiserzeit.

Nicht wesentlich anders wurden die Verhältnisse im Mittelalter, als die Kirche die Ueberwachung der Geistes- und Denkfreiheit übernahm. Konzilien und Päpste übten das Zensuramt; durch Verbote, die in der Regel die Vernichtung der Bücher durch Verbrennung im Gefolge hatten, suchte man namentlich legerische Schriften zu unterdrücken, und da die Vielfältigkeit der Bücher durch Abschreiben eine langsame, die Verbreitung eine geringe blieb, so konnte man leicht der im Umlauf befindlichen Manuskripte habhaft werden.

Erst die ungeahnte Vielfältigkeit, die der Buchdruck ermöglichte, die rasche und große Verbreitung der gedruckten Bücher und die hierdurch bewirkte neue, unermeßliche Steigerung des Gedankenverkehrs haben die Kirche zu dem Verlangen vorherigerer Druck-erlaubnis geführt: die Massenwirkungen der Gutenbergschen Erfindung haben die eigentliche Präventivzensur geschaffen, und zwar als eine Schutzwehr und als ein Kampfmittel innerhalb der großen sozialen und religiösen Kämpfe des 15. und 16. Jahrhunderts. Die erste hierhin zielende Anordnung stammt vom Papste Alexander VI., jenem sittenlosen Prachtexemplar, das auch die Exkommunikation und damit den Tod des großen Keyers Savonarola auf dem Gewissen hat.

Immer hat sich der Staat des Mittelalters wie der Neuzeit gern der kirchlichen Zwangsmahregeln bedient, wenn es in seinem Interesse lag. So hat er auch nicht lange gezögert, die Bücherzensur nachzuahmen. Das Wormser Edikt vom Jahre 1521 begründete die deutsche Bücherzensur, und seitdem enthielt jeder Reichstagsabschied eine Anzahl von Geboten und Mahnungen zu strenger Zensur der Druckereien, um die „verheerenden“ Wirkungen, welche die Presse gegen bestehende Einrichtungen und Autoritäten im Volke hervorbrachte, abzuwehren und den leidenschaftlichen Eifer der zahllosen Flugchriften zu mäßigen, mit denen die verschiedenen Parteien im Reiche gegeneinander polemisierten. Bis zum Osnabrücker Friedensschluß hatte das religiöse Moment innerhalb des Zensurwesens noch bei weitem überwogen. Mit der Beilegung der Religionswirren trat diese Beziehung auf die Religion mehr und schließlich ganz zurück. Man begann nun vor allem die Meinungsäußerung über politische Dinge zu fürchten und (darum) zu ver-

folgen. So ist zum Beispiel in dem Patent des Kaisers Karl VI. vom Jahre 1705 gegen die „Schmähschriften“ schon ausdrücklich von „verbotenen Staatsfachen“ und sehr schädlichen des heiligen römischen Reiches Gesetze und Ordnungen „anzupfenden, verkehrenden, neuerlichen Lehren“ die Rede. Immerhin gab es, wie man gejagt hat, nicht leicht irgend etwas, worüber man nicht irgendwo in einem Orte Deutschlands mit unbefchränkter Freiheit sich hätte äußern können.

Was Brandenburg-Preußen und speziell Berlin betrifft, so gab es, nachdem Joachim II. im Jahre 1540 die ersten Buchdrucker nach Berlin gerufen hatte, hier im Jahre 1700 doch noch nicht mehr als vier Buchhändler. Es war also offenbar überflüssig, die Presse noch in besondere Fesseln der Zensur zu legen. Auch unter Friedrich Wilhelm I., als die Druckereien zu wachsen begannen, war Preußen noch ohne jede Zensur. Es war der Regierung Friedrichs II. vorbehalten, das erste preussische Zensuredikt am 11. Mai 1749 zu erlassen. Wie unter ihm die Geistesfreiheit ausfiel, weiß man zur Genüge. Es sollte den „Untertanen“ ein weites Maß von Denk- und Pressfreiheit gewährt werden. Nur sollte diese Freiheit weniger der politischen als der theologischen Diskussion (für die sich schon damals fast niemand mehr interessierte) zugute kommen. Die politischen Zeitungen haben es unter Friedrich durchaus nicht besser gehabt als vorher oder nachher. Und dem oft zitierten Worte, daß „Gazetten (Zeitungen), wenn sie interessant sind, nicht geniert werden müssen“, steht das andere weniger zitierte, aber richtigere Lesungsgegenüber: „Sagen Sie mir gar nichts von Ihrer preussischen Freiheit, zu denken und zu schreiben. Sie reduziert sich auf die Freiheit, gegen die Religion soviel Gottisen zu Markt zu bringen, als man will. Lassen Sie aber doch einmal in Berlin einen auftreten, der gegen Ausschauung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung machen, welches Land in Europa bis auf heute das sklavischste ist.“ (Lessing an Nikolai.)

Daß man freilich noch rückständiger sein könne als dieser größte König Preußens, das beilegte sich sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II., berühmt wegen seiner zarten und unzarten Beziehungen zu Damen und Halbdamen, alsbald zu beweisen. Er ist der berichtigte Urheber der Wöllnerischen Edikte, die als eines ihrer Kapitalopfer den alten Kart zur Strecke brachten. Mit der Erwähnung dieses Edikts und der sich daran anschließenden Kämpfe aber treten wir schon in eine andere Epoche ein, eben in jene der französischen Revolution, deren Folgen für die Kämpfe um die Pressfreiheit vielleicht später einmal dargestellt werden können. (Vergleiche hierzu und überhaupt zu der vorstehenden Skizze: E. Fromm, Immanuel Kant und die preussische Zensur.)

Kleines feuilleton.

Geographisches.

Türkische Impressionen nennt Birger Noerner im Untertitel sein Buch „Inschallah“ (Frankfurt a. M., Klitten u. Loening, Preis 3,50 M., geb. 5 M.), das von einer feinen Eleganz diktiert ist, jedoch nur selten unter den Spiegel einer buntglänzenden Oberflächlichkeit untertaucht. Viel Lebenswürdigkeit und glatte Verbindlichkeit steckt in dem Buch. Der Autor — ein nordischer Diplomat — sieht Land und Leute gewissermaßen nur aus den Fenstern seines luxuriösen Hotels, aus seiner Kutse, aus seinem Kaff. Er ist ein Mann mit Glacéhandschuhen, der nach Art neugieriger Touristen das Bazargetriebe Stambuls aufsucht, an den „Süßen Wassern“ Ejsbs promeniert — Dinge, die man „gesehen“ haben muß —, jedoch mit breiter Behaglichkeit am ausführlichsten in den Empfangsräumen des Hildizkiosk und beim Samsak verweilt. Von dem Glend und der Bedürfnislosigkeit des türkischen Volkes sieht er nur das alleräußerste. Wie der arme, lastentragende Hamal, der Obstverkäufer und andere Proletarier am Goldenen Horn ihren Tag verbringen, wie sie wohnen, hungern und leiden, davon steht wenig in dem Buche, die gesellschaftliche Klust, die im Abendland den Autor von den unteren Volksschichten trennt, läßt sich für ihn auch nicht im Morgenlande überspringen. Das macht das Buch trotz aller Farbenhuthet und Eleganz fast; sein Inhalt wirkt als unterhaltende Plauderei: sie schildert wohl die fremdländische Kleidung der Menschen, aber nicht die Menschen selbst, sie pinself die Landschaft in richtig gehaltenen Strichen und Farben hin, sie vermag aber nichts von der Sonne zu geben, die ihr stirkendes Licht über die blauen Wasser und über die grünen Haine des Morgenlandes ausgießt.

Noerners Buch liegt in einer von Marie Franzos herrührenden Uebersetzung vor, von der man nur Gutes sagen kann. Nicht anmaßend mutet aber der Titel des Werkes an: man erwartet etwas, das Bezug nimmt auf einen größeren Gebietsteil des Osmanischen Reiches, und kommt, abgesehen von einigen kurzen Ausflügen nach Stambul, Ejsb und den Bosphorusuferu, nicht über das gänzlich abendländische Pera und Galata hinaus.

Ueber den engen Kreis Konstantinopels hinaus, aber dennoch in der Spähre der morgenländischen Welt verbleibend, gibt E. v. Hoffmeisters Buch „Kairo — Bagdad — Kon-

stantinopel“ (Leipzig, B. G. Teubner, Preis 8 M.). Wanderungen und Stimmungen hat der Autor sein Werk im Untertitel genannt, und das nicht mit Unrecht. Irrend- welche geographische oder ethnographische Erweiterungen unseres Wissens gibt das Buch nicht. In einer von einer gewissen Vornehmheit getragenen Sprache tisch Hoffmeister aus seine Eindrücke und Erlebnisse auf. Dabei kommt manches Angelegene an die Oberfläche, das besser zurückgehalten worden wäre; allein liberal bleibt doch das naive Interesse am Morgenlande wach. Das gibt dem Buch einige Ursprünglichkeit, die durch die Friische des Vortrages noch entsprechend unterstrichen wird. Wir wandern mit dem Autor und freuen uns der wechselnden Szenarien auf seinem Wege, der aus Ägypten nach Damaskus, Palmyra, durch die Syrische Wüste nach den Ufern des Euphrat, nach Bagdad, Kerbala, Mosul und zurück über Adana, Taurus und Haidar-Pascha nach Konstantinopel führt. Eine reiche Zahl guter Abbildungen beleben die Darstellung; eine Karte orientiert über die Reiseroute. — u.

Hygienisches.

Mundhygiene und Lungentuberkulose. Der oft behauptete Zusammenhang zwischen Zahnlaries und Lungentuberkulose ist jüngst von Professor Möller in Berlin in einem einwandfreien Falle nachgewiesen worden. Es handelte sich um einen dreizehnjährigen Schüler, der eine geschwollene Halsdrüse sowie einen Lungenepitaktarrh aufwies. Bei der Untersuchung der Mundhöhle fand sich ein sehr schlecht gepflegter Mund, dem Zahnfleischjaun entlang war ein graugelber Belag vorhanden. Der erste Backzahn des rechten Unterkiefers war vom Zahnfraß befallen. Aus dem Inhalt dieses Zahnes wurden Tuberkelbazillen gezüchtet, und ein Meerschweinchen, das mit denselben geimpft wurde, ging an Tuberkulose zugrunde. Der Knabe war von Jugend auf ein schlechter Esser gewesen, er hatte infolge der schlechten Mundpflege und des vernachlässigten Gebisses immer einen schlechten Appetit gehabt, war infolgedessen immer leidend, so daß als Folge der ungenügenden Ernährung eine starke Blutarmut auftrat, die für die Entstehung der Tuberkulose und ihres raschen Fortschreitens ein förderndes Moment bildete. Insofern spielen die kariösen Zähne durch Druck- und Säureenergieung auf der Schleimhaut, die durch Spizen und Kanten der Zähne verursacht werden und den Tuberkelbazillen das Eindringen erleichtern, eine wichtige Rolle. Bei einer Reihe von Munduntersuchungen, die Prof. Möller an Schulkindern vornahm, fanden sich bei 194 Schulkindern 14 mal in den schlechten Zähnen und 35 mal in den Mundbelägen Tuberkelbazillen. Bei schlechter Mund- und Zahnpflege kommen bei Kindern alle Entstehungsarten der Lungentuberkulose in Betracht und zwar die durch direkte Einatmung der Bakterien, welche mit der Einatmung von dem Zungenbelag losgerissen werden, sowie auch die durch Verschlucken der Bakterien. Eine erhöhte Mundpflege und ein gutes Gebiß ist daher für Lungenkranke Vorbedingung zur Heilung. Außerdem ergibt sich aus diesen Untersuchungen wieder einmal der Wert der Schulzahnkliniken.

Technisches.

Der Kinematograph in natürlichen Farben ist eigentlich das Ideal, was in dieser Richtung angestrebt werden kann. Versuche, es zu erreichen, sind schon seit einigen Jahren gemacht worden und der Erfolg war fürs erste auch einigermaßen ermutigend. Immerhin schien der Weg der Verbollkommnung noch ein weiter zu sein. Jetzt veröffentlicht der französische Pphiker Berthon ein neues Verfahren, das einen ganz wesentlichen Fortschritt in der Farbenkinematographie anzeigt. Er löst die Farben des photographischen Gegenstandes in drei Grundfarben auf. Diese sind blauviolett, grün und orange. Die Trennung erfolgt durch drei enge, gefärbte Schlitze in der Linse der Kammer. Vor einem gewöhnlichen photographischen Film wird ein besonderer Schirm angebracht, der aus einer großen Zahl sehr schmaler gebogener Zelluloidstreifen besteht. Auf diesen werden Bilder der gefärbten Teile der Linse über dem gewöhnlichen photographischen Bild erzeugt. Die Aufnahme unterscheidet sich bei oberflächlicher Betrachtung in nichts von einer gewöhnlichen; wird das Bild aber durch eine Linse mit solchen drei gefärbten Schlitzen wieder auf einen Schirm geworfen, so treten die natürlichen Farben wieder hervor. Nach dieser etwas kurzen Beschreibung nimmt sich die Erfindung in der Tat recht einfach aus und würde sich ohne Zweifel rasch einbürgern, wenn sie den Erwartungen entspräche, worüber wohl bald weiteres zu erfahren sein wird.

Eine große Neuheit für die Luftschiffahrt bedeutet die Erfindung von Dr. v. Dethelhäuser, gewöhnliches Kohlengas in ein sehr leichtes, für die Füllung von Ballons trefflich geeignetes Gas zu verwandeln. Das Verfahren besteht in der Zersetzung und Verjagung aller schweren Kohlenwasserstoffe und namentlich fast des gesamten Sumpfgases sowie in der Ueberführung der Kohlenjäure in das leichtere Kohlenoxyd. Das Ergebnis ist ein fast geruchloses Gas, das zu mehr als vier Fünfteln aus Wasserstoff besteht. Seine Dichte ist nur 0,23 gegen 0,41 beim gewöhnlichen Kohlengas; reiner Wasserstoff hat freilich nur eine Dichte von 0,07. Die hebende Kraft des neuen Gases ist um mehr als ein Drittel höher als beim Kohlengas. Die ersten Versuche der Anwendung des Gases sollen in der Luftschiffahrtsgesellschaft von Anhalt gemacht werden.